

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 3 (1899-1900)
Heft: 3

Artikel: Zu Goethes 150. Geburtstage
Autor: Trog, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661162>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

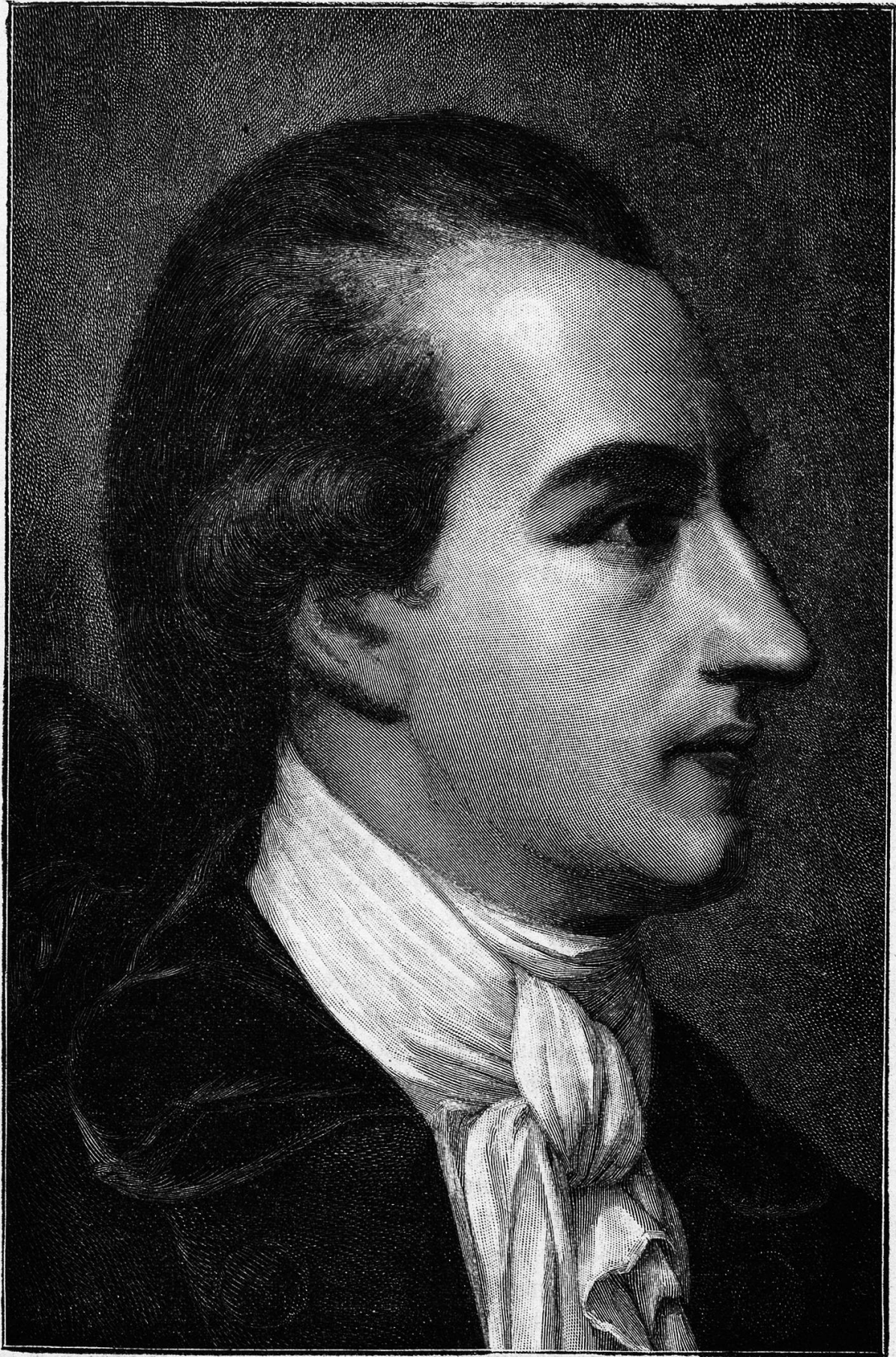
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Johann Wolfgang Goethe.

Zu Goethes 150. Geburtstage.

Von Dr. Hans Trog.

— — — — — Er schafft,
Mit wahrer, mächtiger Schöpferkraft
Erschafft er Menschen; sie atmen, sie streben!
In ihren innersten Fasern ist Leben!
Und jedes so ganz Es Selbst, so rein!
Könnte nie etwas anders sein!
Ist immer echter Mensch der Natur,
Nie Hirngespinnst, nie Karikatur,
Nie kahles, Gerippe von Schulmoral.
Nie überspanntes Ideal!

Wieland 1775.

Am diesjährigen 28. August wurde überall in allen deutschen Landen, überall, wo deutsch gesprochen und deutsche Kultur hoch gehalten wird, Johann Wolfgang Goethes mit besonderer Verehrung und Huldigung gedacht; hundertfünfzig Jahre waren seit seiner Geburt verflossen. Und auch die außerdeutsche Welt ging an diesem Tage nicht stillschweigend vorüber: Goethe ist nicht nur ein deutscher Dichter, sondern ein Welt-dichter. Schon zu seinen Lebzeiten haben Franzosen, Engländer, Italiener seinen Genius erkannt und gefeiert: Namen wie die der Madame de Staël — um von Napoleon, dem kaiserlichen Bewunderer des Werther, nicht zu reden —, Byrons, Carlyles, Alessandro Manzonis bezeugen es. Goethe gehört zum Bildungsschatz der ganzen zivilisirten Welt. Unter den Größten der Großen ist sein Platz, und keine Zukunft wird ihm diesen streitig machen, sie müßte denn auf die Kultur selbst verzichten.

Und doch: was man so einen populären Dichter nennt, ist Goethe nicht; verhältnismäßig nur sehr Weniges von ihm ist zum Eigentum des Volkes geworden. Schiller war, ist und bleibt unvergleichlich vollstümlicher. Auch Goethe hat ja zweimal zu seinen Lebzeiten seinen Namen auf der Welle der Popularität durch Deutschland hindurchtragen sehen: nach dem Erscheinen des Götz und des Werther; er hätte auf diesem Wege weiterschreiten können. Allein das wäre seiner Natur völlig unmöglich gewesen. Das hätte so etwas wie ein Stillestehen bedingt auf einem Standpunkt, der für Goethe einmal seine innere Berechtigung hatte, nicht aber irgendwelchen Anspruch auf Dauer machen durfte und konnte. Denn für Goethe war die Entwicklung alles, die Entwicklung seiner Individualität zu immer höheren Stufen geistiger Reife und geistiger Umschau. Ihn reizte die Erkenntnis der Welt im weitesten Umfang unendlich mehr als der Taumeltrank tönenden Ruhmes. Je länger je

mehr tritt für Goethe der Begriff Publikum als Forum für sein Schaffen zurück; immer enger wird der Kreis, für den er schreibt und dichtet. Die breitesten Erfolge des Dichters, die der Bühne, hat Goethe kaum gekannt, und sie kommen für ihn von Anfang an so wenig in die Frage, daß er beim Schreiben seines Götz gar nicht an die Theateraufführung denkt.

So verzichtet im Grunde Goethe selbst auf die Wirkung in die Weite und die Breite; er ist, gebe man es nur ehrlich zu, ein Dichter der Wenigen. Darüber mag man sich durch die lauten Huldigungen und die pathetischen Beitrittserklärungen zur Goethe-Gemeinde, die in diesen Tagen fast bis zum Ueberdruß hervortreten werden, ja nicht täuschen lassen. Eine weit zuverlässigere Auskunft würde man erhalten, wenn man in den Häusern unsrer sog. gebildeten Klassen nachsehen könnte: zum ersten, ob überhaupt Goethe bei ihnen außer in den für die gelegentliche Schullektüre angeschafften billigen Ausgaben zu finden ist, und zum andern, ob ihre Goethe-Ausgabe irgendwelche Spuren von fleißiger Benützung aufweist. Man könnte da hübsche Entdeckungen machen.

„Höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit“, so lautet das Geständnis im Westöstlichen Diwan. Seine Persönlichkeit voll auszuleben, ihr den denkbar reichsten und vielseitigsten Inhalt zu geben, das bildet für Goethe das A und O seines Daseins. Die unerhörte Vielgestaltigkeit seiner Interessen ist sprichwörtlich geworden; man möchte sie manchmal beklagen, wenn man sieht, wie darüber das rein dichterische Schaffen zeitweise völlig zurücktritt oder doch stark in den Hintergrund geschoben wird; es ist dieselbe Klage, die Leonardo da Vinci gegenüber laut geworden ist; man könnte aber dem entgegenhalten, was Jakob Burckhardt von dem großen Renaissancekünstler bemerkt: „Man darf nicht sagen, daß er sich zersplittert habe, denn die vielseitige Tätigkeit war ihm Natur.“

Alle Programme der Litterarhistoriker macht Goethe zu Schanden. Was haben diese schon gejammert darüber, daß Goethe nicht auf der Linie des Götz sich weiter bewegt hat; daß er nicht ein nationaler Dichter geblieben ist, gleichsam die ganze Bewegung der Jüngstdeutschen vorweg erledigt hat; daß er sich in den Staatsdienst hat einspannen lassen; daß er vor allem, anstatt artig in Deutschland zu bleiben, nach Italien gepilgert und von dort als ein ganz neuer Mensch zurückgekehrt ist; daß die Antike sein ganzes Denken und Dichten bis zu einem Grade mit Beschlag belegt hat, der sein germanisches Empfinden abschwächte und verkümmerte. Allein, wer Goethe in dieser Weise seine Abweichungen vom angeblich einzig richtigen und normalen Wege nachrechnet, der versteht ihn eben nicht, begreift nicht seinen ungeheuren, nie rastenden Trieb nach

geistiger Bereicherung und Abrundung, übersieht eben das, was Goethe allein zum Dichter des „Faust“ befähigte, was ihn magnetisch gerade zu dieser sagenhaften Gestalt hinziehen mußte. Und jener größte Wandel in seiner Entwicklung, den die italienische Reise weniger veranlaßt, als zum Abschluß gebracht hat, auch er ist durchaus kein unvermittelter, kein sprunghafter. In Goethes Wesen drängte von früh an etwas hin nach der stillen, großen Abgeschlossenheit und harmonischen Ruhe, wie sie ihm in der Antike und dann wieder in Rafael so übermächtig entgegentraten. Hier fand er, was seinem Bedürfnis nach Abklärung entgegenkam und förderlich war. Das war für ihn das Naturgemäße, und nur danach fragte Goethe; es war das Recht seiner Persönlichkeit. Darin besteht sein geistiger Egoismus.

Man spricht so viel und hie und da mit mehr gemachtem als ächtem moralischem Pathos von den vielen Liebshäften Goethes; es wäre billig, sich dabei immer wieder auch zu sagen, wie Goethe bei aller natürlichen Sinnlichkeit doch niemals deren Sklave geworden ist, wie seine Persönlichkeit, sein besseres Ich niemals im Rausche wüßt-sinnlicher Begehrlichkeit untergegangen ist, wie aus seiner Leidenschaft sich dichterische Gestalten herauskristallisirten, die man immer nennen wird, wenn man Beispiele herrlicher Weiblichkeit anführen will. Oder wer wagt auf Gretchen und Klärchen einen Stein zu werfen? Und welche Litteratur hat Frauengestalten aufzuweisen, wie Iphigenie und die Prinzessin von Este? Wer solche Figuren zu schaffen vermag, wer die Frau in solche reine Sphären hinaufzuheben die Kraft hat, ist von einem Don Juan weit entfernt. Ueberhaupt, das Lüsterne fehlt bei Goethe trotz aller Stärke der stellenweise bis zur Verbtheit aufloodernden Sinnlichkeit. Wohl ist Gros ein mächtiger Gott in seinem Leben; aber zum übermächtigen Herrscher hat er ihn nicht werden lassen; und die Poesie half ihm stets, das Wirre und Dämonische der Leidenschaft im Kunstwerk von sich abzulösen und so seine Seele wieder frei zu machen, sie wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Nicht umsonst wird am Schluß des Faust gerade dem ewig Weiblichen die Kraft zuerkannt, die von den irdischen Schlacken gereinigte Seele hinanzuziehen in den Bereich der Unberührbaren.

Sein poetisches Sinnen und Schaffen, so hat der Fünfundsiebzigjährige erklärt, sei sein eigentliches Glück gewesen. Die Natur hatte es ihm verliehen: „Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede, die tiefste Fülle meiner Not zu klagen.“ Wer Goethes Lyrik kennt, kennt auch diese wundersam ergreifenden Töne, die uns in ihrer schlichten Innerlichkeit unmittelbar das Herz bewegen, die uns bei jedem neuen Lesen wie eine neue Offenbarung erscheinen. Aber neben dem Schmerz auch die Freude,

neben dem feierlichen Gange der grandiosen Hymnen der lustige Trott „rasch ins Leben hinein“, neben der einzigen Apotheose des süßen Friedens das fecke Ergo bibamus! Und dieser „frische Gesundheitsblick“! Nicht darum macht uns Goethe einen so kerngesunden Eindruck, weil er bis in ein hohes Greisenalter hinein allen Krankheiten zum Trotz seine prächtige physische Stattlichkeit, sein blitzendes dunkles Auge sich bewahrt hat, nein, dieser Eindruck beruht vor allem darauf, daß wir sehen, wie gesund und natürlich Goethe zu allem Menschlichen stand, bis in seine letzten Jahre hinein: welche Fülle des Frischen, Kräftigen, Eigenartigen strömt nicht allein aus den Gesprächen mit Eckermann uns entgegen! Man kennt seine Definition des Klassischen und Romantischen; wie bezeichnend, wenn der Greis von achtzig Jahren sagt: „Das meiste Neuere ist nicht romantisch, weil es neu, sondern weil es schwach, kränklich und krank ist, und das Alte ist nicht klassisch, weil es alt, sondern weil es stark, frisch, froh und gesund ist.“ Nicht darauf, ob das litterargeschichtlich im Jahre 1829 richtig war, kommt es hier an, sondern auf die Stimmung, die aus diesen Worten eines alten Mannes herausleuchtet. Ja, stark, frisch, froh und gesund; das sind Adjektiva, die bei Goethe ihr Königsrecht haben.

Man weiß, wie Goethe allem Leidenden, allem Kranken, wie er dem Tode nach Kräften aus dem Wege ging. Das war ein Erbstück Frau Ujas, die auch von Krankheit, und selbst wenn es ihren Hättschelhans betraf, nicht gerne hören mochte. So ist Goethe auch der Anblick der Marter, der Passion stets unangenehm gewesen. Die bezüglichen Aussprüche in der italienischen Reise sind bekannt; die Kunst sollte sich nicht zur Darstellerin von Martyrien hergeben. Und noch in den „Wanderjahren“ heißt es von der Passion Christi: „Wir ziehen einen Schleier über diese Leiden, eben weil wir sie hoch verehren.“ Bei Todesfällen, die Goethe nahe angehen, weicht er in die Stille und Abgeschlossenheit zurück. Der Welt den Schmerz seiner aufgewühlten Seele zu zeigen, wäre ihm wie eine Profanation oder noch besser wie ein Vergehen gegen die ästhetische Forderung einer harmonischen Lebenshaltung vorgekommen.

Als Weltkind hat er sich einst bezeichnet; ein Weltkind ist er geblieben, ein Mann, der zum Leben Ja sagt, voll Vertrauen zu seinem Genius, der ihn nicht verläßt.

Doch er stehet männlich an dem Steuer.
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder laudend,
Seinen Göttern.

Die Kunst ist die Leuchte von Goethes Leben. Wir mögen uns heute zustimmend oder ablehnend zu seinen Kunsttheorien im Ganzen oder im Einzelnen stellen, das ist nicht das Ausschlaggebende; das Wichtige ist, daß wir bei Goethe sehen, was die Kunst dem Menschen sein kann, was sie ihm ist, wenn sie zum wahren Lebensbedürfnis wird. Goethe ist in allem Künstler, was er angreift; sein Geist strebt überall nach der Synthese, nach der Zusammenfassung des einzelnen Erkannten zum abgerundeten Ganzen. Das kennzeichnet den Dichter wie den Naturforscher, das läßt ihn sein Leben in den autobiographischen Aufzeichnungen zum Kunstwerk gestalten, seine Lebenserfahrungen zu klassischen Aphorismen prägen, läßt ihn im zeitlich Bedingten und Vergänglichem das ewig Wertvolle und Bleibende finden; denn „alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.“

Neben dem schärfsten und eindringendsten Verstande wohnt in Goethe der Zug zum Ahnungsvollen, zum Mystischen, zum Geheimnis. Wie bezeichnend, daß der Philosoph seines Lebens Spinoza geworden ist, in dessen System sich diese beiden Seiten so merkwürdig vereinigt haben. Ueber der kühlen Analyse der menschlichen Leidenschaften, über der unerbittlichen Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Willens wölbt sich bei Spinoza feierlich das Gewölbe des Pantheismus, wo Gott und Natur in Eins zusammenfluten. Hier, bei dem holländischen Denker, fand Goethe, wie er es selbst bezeugt hat, eine Beruhigung seiner Leidenschaften; eine große und freie Aussicht über die Welt schien sich ihm hier aufzutun. Die strenge Gebundenheit des Menschen an Mächte und Kräfte, die sein Tun und Lassen bestimmen, hat Goethe unter dem Bilde eines chemischen Prozesses in den „Wahlverwandtschaften“ mit erstaunlicher künstlerischer Objektivität geschildert; für seine pantheistische Weltbetrachtung oder Weltstimmung bedarf es keines besondern Nachweises. Der Künstler in Goethe forderte diese Naturbeseelung durch einen göttlichen Geist. Von jedem verstandesmäßigen Definieren des Gottesbegriffes wollte freilich Goethe niemals etwas wissen. „Die Leute traktiren den göttlichen Namen, als wäre das unbegreifliche, gar nicht auszudenkende höchste Wesen nicht viel mehr als ihresgleichen. Sie würden sonst nicht sagen: Der Herr Gott, der liebe Gott, der gute Gott. Er wird ihnen, besonders den Geistlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich auch gar nichts mehr denken. Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen, und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen.“ So spricht Goethe im Jahre 1823.

Die Ehrfurcht vor dem was über uns, vor dem, was uns gleich, vor dem, was unter uns ist, sie gibt in den „Wanderjahren“ die drei

Stufen der Religion ab; und zu allen dreien dieser Religionen bekennt man sich in der pädagogischen Provinz: „denn sie zusammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor; aus diesen drei Ehrfurchten entspringt die oberste Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor sich selbst, und jene entwickeln sich abermals aus dieser, so daß der Mensch zum Höchsten gelangt, was er zu erreichen fähig ist, daß er sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, daß er auf dieser Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden.“ Die Pflege der Ehrfurcht wird denn auch recht eigentlich zum Angelpunkt der ganzen Erziehung gemacht.

So undogmatisch und frei von aller bestimmten Kirchenlehre Goethe in seinem Gottesbegriff ist, so eigenartig und selbständig ist sein Verhalten zum Unsterblichkeitsglauben. Auch ihn möchte er nicht missen; aber die Unsterblichkeit ist nicht etwa ein Geschenk der Gnade, sondern die Natur ist, wie er sagt, „verpflichtet“, „wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“ Aber auch hier will er von jedem Grübeln über diese Dinge nichts wissen: „Ein tüchtiger Mensch, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist tätig und nützlich in dieser.“ Da, wo im „Buch des Paradieses“ des Westöstlichen Diwan der Dichter von der Huri Einlaß heißt, macht er in erster Linie nur das Eine geltend: „Denn ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein.“

Konfessionell läßt sich Goethe nicht einfangen; er wäre nicht der gewaltige Geist, als den ihn die Welt bewundert, wenn das anders sich verhielte.

Wir haben Goethe dieses Jahr in ganz besonderer Weise geehrt; das ist recht und schön; aber wie Viele gedenken in gewöhnlichen Jahren des 28. August? Was ist uns Goethe in unserm täglichen Leben, ohne Festreden und Festgepränge? Müssen wir auf eine Geisteskultur, wie sie beispielsweise in der „Iphigenie“ und im „Tasso“ uns entgegenstrahlt, heute nicht mit wahrer Beschämung zurückblicken? Das sind Fragen, die an einem Jubiläum aufzuwerfen vielleicht unpassend erscheint; allein von ihrer Beantwortung wird es abhängen, ob wir wirklich ein Recht haben, uns Goethes zu rühmen; ob wir ihn feiern dürfen als unsern Goethe.

